

Digitales Dilemma

Es gibt viele Internet-Angebote für Migranten. Aber wer kann sie lesen?

Bernd Graff Süddeutsche Zeitung 10.07.06

"Wir brauchen keine Regierung, wir brauchen Information." Das klingt kämpferisch, dabei will Eben Chu vor allem auf ein Problem hinweisen. Und so

liegt die Betonung nicht auf "Regierung", sondern auf "Information". Eben Chu ist Flüchtling aus Kamerun und lebt in einem Heim in Brandenburg. Hier stellte er fest, dass es für Asylbewerber oft unmöglich ist, Kontakt zu Freunden und Verwandten in Afrika zu halten. Also gründete er eine Initiative, um das Heim ans Internet anzuschließen. Der Erfolg war verblüffend. Freiwillige installierten gespendete Computer, ein Sponsor zahlt die Netz-Gebühren. "Refugees Emancipation" heißt sein inzwischen eingetragener Verein. Er unterhält sogar eine eigene Webseite (<http://re.trick.ca/de/> Home - 20Seite), die Zweierlei bietet:

Informationen

über das Asylverfahren in Deutschland und einen Terminkalender mit Daten von

Computer- und Internetkursen für Asylsuchende, die der Verein selber organisiert - Hilfe zur Selbsthilfe im Cyberspace.

Eben Chu schwärmt: "Zu uns kommen Vietnamesen, Afghanen, Afrikaner, Südamerikaner. Hier können sie sich in ihrer Muttersprache informieren, E-Mails schreiben, chatten. Für die meisten Flüchtlinge ist das immer noch sehr aufregend." Kaum ein Migrant beherrscht die neue Technologie. Weswegen ein Terminkalender für Computerseminare im Internet ein wenig absurd ist: Diejenigen, die ihn benötigen, können ihn nicht aufrufen. Und diejenigen, die es können, brauchen keine Internet-Kurse mehr.

Damit ist der digitale Graben beschrieben, der im Weh zwischen Flüchtlingen und Hilfsangeboten besteht. Das Dilemma verschärft sich, wenn man bedenkt, dass Kommunikations-Infrastruktur in den Herkunftsländern oft kaum vorhanden

und nur selten frei zugänglich sind. Das Phänomen des "Digital Divide", die digitale Informations-Kluft zwischen der sogenannten Ersten und Dritten Welt, ist darum nirgends so offensichtlich wie bei den internationalen Hilfsangeboten. Zwar unterhalten internationale Behörden, etwa das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen UNHCR, das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, die Flüchtlingsräte der Bundesländer und nicht-staatliche Organisationen wie Amnesty International, das "Refugee-Forum" von "The Voice" oder "Pro Asyl" zum Teil vorzüglich aufbereitet Informationsangebote, oft aus erster Hand. Aber wer kann sie sich anstrengen? Ein wenig anders liegt der Fall bei den Foren, Chats und Diskussionsgruppen, die von Flüchtlingen in den Zielländern bestückt und besucht werden. Dennoch heißt es in einer Studie von "Civitas", einer Organisation für palästinensische Flüchtlinge: „Der Nachteil dieser Internet-Mechanismen ist, dass im Web keine menschliche Interaktion stattfindet, und dass in den meisten Ländern nur eine Minderheit das Internet nutzen kann, während die Mehrheit gar keinen Zugang besitzt.“

Dieses doppelte Manko aus mangelnder Kenntnis und schwierigem Zugang machen sich dubiose Seitenbetreiber zunutze. Sie versuchen, unerfahrene oder gutgläubige Nutzer, die keine Gelegenheit haben, die digitalen Versprechen zu prüfen, mit unseriösen Angeboten zu ködern. Das Landeskriminalamt Bayern etwa hat Angebote im Visier, die unter dem Deckmantel der humanitären Hilfe Schleuser-Dienste anbieten und illegale Einreise-Offerten machen. Das UNHCR sieht sich darum sogar genötigt, vor Webseiten in der gestohlenen Aufmachung

des UNHCR zu warnen, die Plätze für einen Verlegung von Asylanten in einem Resettlement-Programm verkaufen, das es gar nicht gibt.

Die Unsichtbaren

Leben als Selbstausslöschung: Illegale hinterlassen keine Spuren

Ingo Petz Süddeutsche Zeitung 10.07.06

Als alles vorbei war, als er das Papier endlich in den Händen hielt, hatte Asad (Name geändert) nur einen Wunsch: "Ich sehnte mich danach, in eine Polizeikontrolle zu geraten. Ich wünschte nur das so sehr. Ich habe sogar davon geträumt. Dann hätte ich ihnen mein Visum zeigen können. Ganz ohne Angst, ganz ohne dieses nervöse Kribbeln im Bauch. " Für den 29-jährigen Kurden wäre das eine Befreiung gewesen, seine persönliche Rückkehr "in ein wirkliches Leben", wie er sagt. Zweieinhalb Jahre hatte er als "Illegaler" gelebt.

In Deutschland, so schreibt der Wissenschaftler Philip Anderson in einer Studie, gilt als "wirklich" nur das, was dokumentiert ist: "Illegale" leben abseits dieser Wirklichkeit. Sie haben keine Dokumente, keine Aufenthaltsgenehmigung, und machen sich nach gängigem Recht strafbar. In Frankreich oder Belgien heißen sie "Papierlose", in Italien "Heimliche" und in England "Nicht Registrierte". Sie alle fürchten die Abschiebung in ein Land, das sie nicht kennen, das sie nicht mehr wollen, das vielleicht nie ihre Heimat war.

Widersprüchliche Globalisierung: Der Migrant reist in ein Land, um sich eine bessere Existenz aufzubauen, und landet in einer Nicht-Existenz, die alle Kraft kostet. "Man vernichtet sich selbst", sagt Asad. "Die Angst aufzufallen ist riesig." Der psychologische Druck einer solchen Nicht-Existenz, sagen Experten, sei enorm und er ist umso größer, je älter die Betroffenen sind. Asad ist jung. Er ist 1992 nach Deutschland gekommen. Zu seinen Eltern in Hessen. Als diese 2000 ausgewiesen wurden, drohte auch ihm die Abschiebung. Da tauchte er unter, zunächst bei Verwandten in Kassel, dann in Köln. "Ich sprach gut Deutsch, das war ein großer Vorteil. So konnte ich mir Hilfe suchen", sagt er. Andere Illegale. aber ohne Sprachkenntnisse oder Informationen verlieren sich in dem fremden Land.

Dabei müsste der Rechtsstaat die Illegalen eigentlich umarmen: Sie fahren nie schwarz, sie streiten sich nicht, sie meiden jeden Konflikt mit dem Gesetz, sie gehen nicht mal bei Rot über die Ampel. Es sind Bilderbuch-Bürger, die alles daran setzen, um ins Meer der Durchschnittsgesellschaft einzutauchen. Illegale dürfen keine Spuren hinterlassen, weil jeder Hinweis auf ihre Existenz zur Verhaftung führen kann.

Ereigniskarte "Vergewaltigung"

Wie aber wird man unsichtbar in einer Gesellschaft, die eine glänzende Oberfläche fordert, gute Kleidung, gute Zähne oder eine tolle Karriere?
"Ich

bin nie am Hauptbahnhof ausgestiegen", erzählt Asad: "Da gibt es häufig Polizeikontrollen. Oder an großen Haltestellen. Da bin ich immer eine Station zurückgelaufen. " Illegale achten darauf, wie sie sich kleiden, wie sie sprechen: "Nicht zu laut. " Leben als Selbstausslöschung, das die Unübersichtlichkeit der Großstadt braucht. Zwar gibt es in den Metropolen einen Ozean an Zerstreuungen, aber viele Illegale gehen nicht in Clubs, nicht in Kneipen, sie bleiben Zuhause, in den vermeintlich sicheren Wänden der konstruierten Selbstisolation. "Man muss immer vorsichtig sein", sagt Asad.

Wie aber wird man unsichtbar in einer Gesellschaft, die eine glänzende Oberfläche fordert, gute Kleidung, gute Zähne oder eine tolle Karriere?
"Ich

bin nie am Hauptbahnhof ausgestiegen", erzählt Asad: "Da gibt es häufig Polizeikontrollen. Oder an großen Haltestellen. Da bin ich immer eine

Station zurückgelaufen." Illegale achten darauf, wie sie sich kleiden, wie sie sprechen: "Nicht zu laut." Leben als Selbstauslöschung, das die Unübersichtlichkeit der Großstadt braucht. Zwar gibt es in den Metropolen einen Ozean an Zerstreuungen, aber viele Illegale gehen nicht in Clubs, nicht in Kneipen, sie bleiben Zuhause, in den vermeintlich sicheren Wänden der konstruierten Selbstisolation. "Man muss immer vorsichtig sein", sagt Asad.

Kirchliche Einrichtungen oder Netzwerke wie "Kein Mensch ist illegal" versuchen, den Betroffenen zu helfen, durch Rechtsschutz, Ärzte, Wohnungen oder psychologische Betreuung. Und doch war Asads größte Angst, dass er eines Tages hätte krank werden können: "Bloß nicht! Das wäre eine Katastrophe gewesen, ohne Versicherungskarte. Außerdem kannte keiner meinen Nachnamen, wusste nichts über mich. Bekannten habe ich erzählt, dass ich hier studiere. Ich hatte eine Art doppelte Existenz." Er lacht. "Das heißt: Eigentlich hatte ich nur diesen diffusen Zustand, diese ständige Unsicherheit. Und selbst den konnte ich nicht mit vielen Menschen teilen. Je weniger Menschen von deiner Existenz wissen, desto besser." Und dann sagt er noch: "Was alles an so einem Papier hängen kann. Komisch, oder?"

Der Teufelskreis lässt sich nur für denjenigen durchbrechen, der einen Pass bekommt. Benjamin Franken von der Bauhaus-Universität in Weimar hat das Spiel "Unter uns" kreiert, das die Situation der Illegalen in Deutschland darstellen soll. Auf einem grauen Spielfeld, überwölbt von der blauen Skyline einer Stadt, schlagen sich die Spieler durch ihr illegales Leben. Je nach Ereigniskarte können sie Fieber bekommen, vergewaltigt werden, von ihrem Chef ausgenutzt werden. Sie können aber auch in einer netten WG landen und hilfsbereite Ärzte treffen. Eines aber lernt man vor allem: Nichts ist planbar in diesem Leben, keine Taktik hilft, um den Weg in die Legalität zu schaffen.

Illegale stellen das Hoheitsrecht des Staates in Frage, kein Staat kann sich das bieten lassen. Und doch herrscht ein paradoxes Verhältnis zwischen der verzweifelten Unauffälligkeit der Illegalen und der großen Angst vor den unsichtbaren Fremden. Vielleicht löst gerade ihre Gesichtslosigkeit, ihre völlige Anonymität, die zu Recht aus Unkontrollierbarkeit begriffen wird, eine Ur-Angst aus, die von einer anderen Frage ablenkt: Wie können wir mit Menschen leben, die so leben müssen?

**Das Bollwerk Europa ist ein Rezept für den Abstieg
Wir brauchen mehr Migration, nicht weniger: Ein Gespräch mit dem
amerikanischen Urbanisten Mike Davis**

Interview: Petra Steinberger Süddeutsche Zeitung 10.07.06

Mike Davis seziert den kalifornischen Traum und die Slums der Dritten Welt, und seit er in seinem Buch "City of Quartz" die sozialen Unruhen voraussagte, die Los Angeles 1992 erschütterten, gilt er als einer der bedeutendsten und provokativsten amerikanischen Urbanisten und Sozialtheoretiker. Gerade ist von ihm "No One Is Illegal: Fighting Racism and State Violence on the U.S.-Mexico Border" (Haymarket Books, Chicago, 2006) erschienen.

SZ: Vor kurzem schrieb ein deutsches Magazin auf dem Titel von der "Neuen Völkerwanderung". Gibt es so etwas?

Mike Davis: Die neue Völkerwanderung ist eine Paranoia. Ja, viele Millionen Menschen haben ganze Kontinente und Ozeane überquert. Doch das wahre Problem

liegt ja darin, dass in den meisten Entwicklungsländern Emigrations-Ventile fehlen. Anders als in Europa im späten 19. Jahrhundert, als der Kontinent überzählige Bauern und Handwerker in neue Kolonien weißer Siedler exportieren konnte, sammeln sich diese heute in den Slums der Dritten Welt.

Außerdem betreiben die reichen Länder Raubbau an der Dritten Welt, indem sie die dortigen Ärzte, Krankenschwestern, Wissenschaftler abwerben. Die politische Rechte beschwert sich zwar lautstark über die "Horden", die einwandern wollen, doch die ärmeren Länder beklagen, dass ihr "human capital" systematisch geplündert wird.

SZ: Woher rührt dann die große Angst vor den Einwanderern?

Davis: Sie besteht vor allem in einer verlagerten Entfremdung angesichts der wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen durch die Globalisierung. Der oder das "Andere" ist in Wahrheit ja nicht die Tochter des türkischen Mechanikers oder der Bengale mit dem Cockney-Akzent. Es ist die staatenlose, kulturlose Kapitalgesellschaft, die uns alle in einer leeren Universalität aus Image und Konsum zu ertränken droht.

SZ.- In Amerika und in Europa entstehen vermehrt Bürgerwehren.

Davis. Um das Auftauchen dieser so genannten Vigilanten zu verstehen - die übrigens in Deutschland viel gewalttätiger sind als in den USA -, muss man die materiellen Grundlagen von Fremdenfeindlichkeit untersuchen. Man könnte beispielsweise annehmen, dass die leidenschaftlichste Opposition gegen Immigranten bei jenen einheimischen Arbeitern entstehen würde, die mit ihnen um Arbeitsplätze konkurrieren. Doch so einen plebejischen "Nativismus" mag es in Europa geben, in den USA fehlt er fast völlig. Hier liegen die Wurzeln des "Nativismus" fast ausschließlich in den weißen, wohlhabenden Vororten in Florida, Texas oder Kalifornien. Sie ist kein Ausdruck proletarischer Verzweiflung, sondern eine Bewegung privilegierter Schichten, die eine Erosion ihrer sozialen und politischen Vormacht fürchten.

Die Ironie liegt darin, dass der Lebensstil dieser Zentren patriotischer Empörung abhängig ist von den stillen braunen Armeen aus Gärtnern und Kindermädchen.

SZ: Auch viele Europäer sind der Ansicht, dass der Kontinent eine solche "Flut" nicht mehr verkraften kann.

Davis: Das stellt die soziale Wirklichkeit auf den Kopf. Europas epochales Problem besteht darin, dass es Menschen in rapider Geschwindigkeit verliert, nicht, dass es überschwemmt wird. Solange die Deutschen nicht bereit sind, Kondome zu verbieten und öffentliche Fruchtbarkeitsrituale zu veranstalten, sollten sie akzeptieren, dass Zuwanderung ihre einzige Hoffnung ist, den Transfer von Renten- und Sozialleistungen an eine alternde Bevölkerung zu sichern.

SZ: In Amerika fürchtet Samuel Huntington, Autor von "Clash of Civilizations", inzwischen, dass die Latinos die amerikanischen Werte - und damit meint er wohl vor allem Max Webers protestantische Arbeitsethik - bedrohen.

Davis: Seine Ideen sind absoluter Quatsch. Es gibt keinen Kampf der Zivilisationen, sondern einen Kampf zwischen denen, die etwas besitzen, und

denen, die nichts haben, und zwar innerhalb derselben universalen, größtenteils amerikanisierten Kultur des Massenkonsums. Zudem gibt es keine härter arbeitende Gruppe als mexikanische Immigranten. Wenn Max Webers protestantische Ethik überlebt, dann als ethnische Ethik, als das Credo des "Vorwärts um jeden Preis " der neuen Immigranten.

SZ: Haben Europäer ein anderes Verhältnis zur Migration als Amerikaner?

Davis: Der wahre Unterschied besteht nicht so sehr darin, dass die Amerikaner sie eh als Nation von Immigranten definieren und die Europäer nicht, sondern dass wir so gut darin sind, Immigranten auszubeuten und uns die besten Talente aus armen Ländern herauspicken. Europa errichtet eine Große Mauer, um Flüchtlinge abzuwehren. Amerika veranstaltet an der Grenze ein politisches Theater, aber jeder weiß, dass deren Hauptvorteil gerade in ihrer Durchlässigkeit liegt. Immigranten, legal oder illegal, bleiben der Motor der amerikanischen Wirtschaft. Und sie sind der Hauptgrund dafür, dass die USA als einzige der reichen Länder eine demographische Dynamik besitzen.

Meine größte Angst ist, dass die humanen Errungenschaften der europäischen Sozialdemokratie durch eine irrationale und intolerante Politik gegenüber Immigranten und Muslimen gefährdet wird. Das "Bollwerk Europa" schützt keine einzigartige Zivilisation oder einen großartigen Lebensstandard. Es ist, im Gegenteil, ein Rezept für den wirtschaftlichen und kulturellen Niedergang. Es gibt nicht zu viel Migration in der heutigen globalen Wirtschaft, sondern zu wenig.

**Ein Ton, ein falscher Schritt und alle enden im Loch
Tahar Ben Jelloun, Mahl Binebine, Norbert Zähringer: Wie Literaten die
Milieus der großen Wanderung vermessen**

JENS-CHRISTIAN RABE Süddeutsche Zeitung 10.07.06

Damit die Wahrnehmung einer Sache in den Köpfen kippt, dafür reichen irgendwann ein paar außergewöhnliche Fernsehbilder. Bis es aber so weit kommt, kann viel Zeit vergehen: Knapp sechzig Jahre hat es gedauert, bis Marokko vom mystischen Sehnsuchtsort der amerikanischen Bohème zur notorischen Station afrikanischer Armutsflüchtlinge auf dem Weg nach Europa wurde.

Anfang der Fünfziger folgten Paul Bowles, der in Tanger kurz zuvor den Roman "Himmel über der Wüste" geschrieben hatte, die Beatnik-Stars William S. Burroughs, Allen Ginsberg oder Jack Kerouac ebenso nach Afrika wie Truman Capote und Tennessee Williams. Um der inneren Leere zu entkommen, suchten sie Wahrhaftigkeit oder wenigstens das, was sie dafür hielten: Exotik, Abenteuer, Rausch. "Nebenher bekamen Burroughs und ich auch Opium von einem Burschen mit einem roten Fez im Zoco Chico", notierte Kerouac in "Große Reise nach Europa", "tags darauf mischten wir Hasch und Kif mit Honig und Gewürzen und machten große Majoon'-Kuchen und kauten sie mit heißem Tee und machten lange prophetische Spaziergänge zu den Wiesen voll kleiner weißer Blumen. "

Seit sich jedoch die Bilder überfüllter oder havariierter Fluchtboote ins Gedächtnis gefressen haben, ist klar: Die intellektuelle Marokko-Folklore, die das Land schon damals gnadenlos verklärte, hat ihr Verfallsdatum erreicht. Mit den marokkanischstämmigen Autoren Mahi Binebine oder Tahar Ben Jelloun etwa haben sich hoch geschätzte Schriftsteller daran gemacht, von

den Menschen zu erzählen, die nur deshalb in Marokko sind, weil man nirgends sonst auf dem Kontinent Europa so nahe ist. Nach Spanien sind es an der Meeresstraße von Gibraltar keine 25 Kilometer. Theoretisch ist das in ein paar Stunden zu schaffen.

Aufgeschwemmte Körper

Theoretisch. Praktisch bedeutet der Versuch mit einem Schlepperkahn die spanische Küste zu erreichen vor allem Warten, Kälte und Angst, wie es Binebine in seinem in Deutschland 2003 erschienenen Roman "Kannibalen" schildert. "Der Schlepper hatte sich klar ausgedrückt: Ein Ton, ein falscher Schritt, und wir enden alle im Loch! "' Zu schaler Betroffenheitsprosa gerät das Buch dabei nicht. Binebine beschreibt Leben, die sonst in Statistiken verschwinden. "Morad war drei Mal ausgewiesen worden. Daraufhin war ihm im Café France', dem Hauptquartier der Kandidaten einer illegalen Ausreise, der erhabene Titel des "Verstoßenen Europäers" verliehen worden. Er beanspruchte diese stolze Würde laut und deutlich, ein wenig wie jene Würde, von der die Pilger nach ihrer Rückkehr aus Mekka erfüllt sind."

Poetischer vielleicht, aber nicht weniger eindringlich gelingt es dem in Paris lebenden Tahar Ben Jelloun in seinem im September im Berlin-Verlag erscheinenden Roman "Verlassen" das quälende Warten zu schildern im Schlepper-, Emigranten-, Lumpenmilieu Tangers: "Wie in einem absurden, immer wiederkehrenden Traum sieht Azel seinen nackten Körper zwischen anderen vom Meerwasser aufgeschwemmten Körpern. " Anders als Binebine jedoch, dessen Protagonisten allesamt das ersehnte andere Ufer nicht erreichen, erzählt Ben Jelloun auch von den vermeintlich Glücklichen, von denen, die drüben angekommen sind, aber verlassener sind denn je in der" Kälte des Exils, einer heimtückischen Kälte, die einen mitten im Sommer befällt".

Dieses Gefühl, in der Fremde zwangsläufig rechtlos, "vogelfrei" zu sein, erinnert an die Stimmung des Herrn Cohn in Hannah Arendts berühmtem Essay "Wir Flüchtlinge". Es findet sich auch in der anderen europäischen Literatur. Der Spanier Antonio Munoz Molina etwa bringt es in seinem Roman "Sepharad" (2002) erstaunlich beiläufig ins Spiel, als wäre alles längst Teil des kollektiven Bewusstseins: Als eine der vielen, Spanien und Europa im 20. Jahrhundert prägenden Flüchtlingsgeschichten wird der "Marokkaner oder Schwarzafrikaner" beschrieben, "der von einem nächtlichen Boot aus an den Strand von Cadiz springt und in die Finsternis eines unbekanntes Landes vordringt, durchnässt, auf der Flucht vor den Scheinwerfern und Taschenlampen der Guardia Civil".

Vom Himmel gefallen

Dass der bemerkenswerteste literarische Afrika-Flüchtling dieses Jahres, der junge Ismael Khan in Norbert Zähringers irrwitziger Farce "Als ich schlief" (Rowohlt, 2006) in den USA erst mal Opfer von medizinischen Experimenten eines alten Nazis wird, später Selfmademan, dann wieder Verlierer und schließlich Menschenretter - all das ist natürlich deutschen Umständen geschuldet, und führt weit weg von Binebine oder Ben Jelloun. Dennoch liefert Zähringer vielleicht das treffendste Bild für den Weg der afrikanischen Elendsflüchtlinge nach Europa. Sein Held fällt einfach vom Himmel. Beim Anflug auf das noch geteilte Berlin im Jahr 1985 kann sich der junge Afrikaner nicht mehr im Fahrwerkschacht seines Fluchtflugzeugs halten und überlebt nur, weil er genau den Zeitungsballen einer Altpapier-Firma landet.

Bei einem Vergleich der jüngeren literarischen Auseinandersetzung mit den knapp zehn Jahre älteren Romanen zur mexikanischen Migration nach Amerika - etwa von T. C. Boyle ("América") oder Carlos Fuentes ("Die gläserne Grenze")

fällt auf, dass heute kaum jemand erzählt, wie die suchende und die satte Welt tagtäglich aufeinanderkrachen. Wann das auch die Literatur zur afrikanischen Elendsflucht nach Europa thematisiert, bleibt abzuwarten. Einstweilen scheint im afrikanisch-europäischen Fall literarisch noch die einseitige Erkundung und Vermessung des Flüchtlings-Milieus und seiner Mentalitäten im Vordergrund zu stehen. Ein Blick in die Bücher von Fuentes oder Boyle lässt ahnen, wie sich das Szenario weiter verschärfen könnte. Noch hat der Verteidigungskampf der gut abgeschirmten westlichen Mittelstandswelt in Europa nicht begonnen. Er frisst sich gerade erst vom Rand ins Zentrum. Noch ist kein vormals liberaler Öko wie T. C. Boyles Delaney in "América" zum wüsten Rassisten geworden. Noch ist das Phänomen der massenhaften afrikanischen Armutsflucht nach Europa im Vergleich zur illegalen mexikanischen "Barfuß-Invasion" in die USA jung.

Gnadenlos profitabel

Warum alle Welt am Flüchtlingsbusiness verdient

SONJA ZEKRI Süddeutsche Zeitung 10.07.06

Für einen Manager wäre das weltweite Flüchtlingsbusiness - den Tod, die Angst und die Entbehrungen mal beiseite gelassen - so etwas wie eine Win-Win-Situation: Alle Beteiligten profitieren. Die Flüchtlinge hoffen auf eine bessere Zukunft; die Schleuser - vom Bauern in den Karpaten, der Afghanen nach Tausenden Kilometern Reise mit dem Eselskarren ins Schengengebiet ruckelt, bis zum Schleuser-Boss in einer osteuropäischen Metropole - lassen sich ihre Dienste vergolden; in den Gastländern wären ganze Branchen ohne Migranten gar nicht lebensfähig; und die Herkunftsländer

erhalten inzwischen von Auswanderern ein Vermögen an Rücküberweisungen. In Marokko liegen diese inzwischen höher als die -Einnahmen aus dem Tourismus, in Sri Lanka höher als jene aus dem Tee-Export. 250 Milliarden Dollar, so schätzt die OECD, haben Migranten 2005 in die Heimat geschickt - doppelt so viel wie die globale Entwicklungshilfe. Es ist korruptionsfreies, privates, dringend benötigtes Geld, auf das ganze Volkswirtschaften bauen. Und Westem Union. Das Geldtransfer-Unternehmen hat heute fünfmal mehr Geschäftsstellen als vor acht Jahren, es sollen noch mehr werden. Und das ist nur ein Beispiel für die enge Verflechtung der Ersten und der Dritten Welt auf diesem Sektor.

Migration ist Globalisierung in ihrer brutalsten Form, der weltweite Markt der Wanderungen ist perspektivreich, gnadenlos, und er expandiert mit jeder neuen Grenzanlage. "Früher haben die Flüchtlinge ein oder zwei Stationen zurückgelegt. Heute sind die Menschen oft Jahre unterwegs, vor allem die Afrikaner südlich der Sahara reisen buchstäblich um die halbe Welt. Die Logistik ist unendlich viel komplexer geworden und die Preise sind explodiert", sagt Bernd Mesovic, Stellvertretender Geschäftsführer von Pro Asyl. Das Angebot reicht vom primitiven 100-Dollar-Trip, der an der Oder mit der Ansage endet: "Hier ist die Grenze. Schwimm!" bis zur Deluxe-Passage mit perfekt gefälschten Papieren, Jet und Intermezzo im Fünf-Sterne-Hotel, bis die Grenze frei ist, sagt ein Mitarbeiter des Bundesinnenministeriums.

Sensibel reagiert der Markt auf jede Schwankung. Jahreszeit und Strömung, Ausbildung und Jobperspektive, die Qualität der Papiere, ein neuer Tunnel,

eine zusätzliche Patrouille, eine veränderte Route schlagen sich im Preis nieder. Menschenschmuggel ist eine konjunkturanfällige Branche. Die Geschäftskultur ist nicht unbedingt mafiös, Verbindungen zum Drogen- oder Waffenhandel sind selten. Manche Schleuser bieten sogar "Garantieschleusungen" an, führen den Kunden gegen einen Fixpreis so oft ans Ziel, bis er dort bleibt. Mesovic spricht von "Qualitätsdienstleistungen", mancher Illegale ist seinem Schleuser ewig dankbar. Andere wünschen sich, sie wären ihm nie begegnet, weil sie die Kosten für die Reise später abarbeiten müssen und von da aus ist es nicht mehr weit bis zu Prostitution und Sklaverei.

Oft aber sind Migranten Auserwählte. Familien, ganze Dörfer legen zusammen, um den einen zu schicken, der es schafft und der sie alle reich machen soll.

Manche Sippen in Europa finanzieren die Flucht in Pakistan oder China. Manche Familien im Süden entsenden einen Sohn nach Amerika, einen nach Deutschland, einen dritten nach England. Das streut das Risiko.

"Portfolio-Investment" nennt das Thomas Straubhaar, Präsident des Hamburgischen Welt-WirtschaftsArchiv. Es sind nicht die Ärmsten der Armen, die in Fuerteventura an Land kriechen, sondern, im Gegenteil, die Klügsten und Stärksten aus gutem Hause, diejenigen, die die Investitionen rechtfertigen.

Der Ansturm auf die Festung Europa ist eine humanitäre Katastrophe - und eine Goldgrube. In Albanien, Kurdistan, auf den Transit-Routen in der afrikanischen Wüste hat sich der Menschenschmuggel zu einer Industrie entwickelt, die die überflüssigen Kapazitäten aus anderen Branchen absorbiert. Viele senegalesische Fischer, so hat die taz unlängst dokumentiert, kommen kaum noch über die Runden, seit die EU ihre Hochseeflotten vor die westafrikanische Küste schickt. Nun vermieten sie ihre Boote an Auswanderer auf dem Weg zu den Kanaren, für 762 Euro pro Platz. Oder sie verkaufen sie gleich an Schleuser.

So radikal wird der Markt der Wanderung nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage regiert, dass Thomas Straubhaar eigentlich nur eine Lösung sieht: Legalize it! Anstatt immer neue Zäune zu errichten, die die Handlungsfähigkeit des Staates doch nur symbolisch demonstrieren und die Preise in die Höhe treiben, solle man eine "Migrations-Steuer" einführen und Einwanderer gegen Geld aufnehmen: "So könnte der Staat wenigstens einen Teil des Kapitals abschöpfen", sagt Straubhaar. Den Gewinn könnten sich Herkunfts- und Gastland teilen, in Bildung oder Integration investieren. Das klingt logisch, sogar irgendwie vertraut. So ähnlich hatten manche schon den Drogenhandel austrocknen wollen. Man hat es nie getan.

Architektur des Elends

Kartons, Flaschen, Sand: Junge Gestalter entwerfen Notunterkünfte und Billigsthäuser

GERIHARD MATZIG Süddeutsche Zeitung 10.07.06

Das dänische Architekturbüro N55 hat sich auf "modulare Architektur" spezialisiert. Es geht ihnen, so schreiben die Gestalter, um das "Menschenrecht auf Behausung: Etwas zu bauen ist eine fantastische Erfahrung, die allen Menschen ermöglicht werden sollte." Deshalb haben die N55-Architekten "Mikrobehauungen" erfunden, mobile Hausmodule aus vorgefertigten Raumgeometrien für "moderne Nomaden", die sich zu unzähligen Konfigurationen zu Lande und zu Wasser zusammensetzen lassen, bestehend aus robusten, preiswerten Materialien. Wobei man sich so eine Mikrobehauung wie

einen überdimensionalen, eckigen Tipp-Kick-Ball vorstellen kann, den sich ein paar Nasa-Ingenieure aus Langeweile im Ersatzteillager des Space Shuttle zusammenschraubt haben.

Illustriert wird dieses polygonale High-Tech-Zelt mit zwei smarten Jungs und einem hübschen Mädchen. Die Jungs liegen im Gras vor ihrer Mikrobehäusung und trinken Wein. Das Mädchen liest ein Buch. Im Inneren der modularen Architektur "auf Zeit" ist ein behaglich wirkendes Kaminfeuer zu sehen. Lauch und Küchenutensilien liegen bereit. Das Ambiente wirkt wie eine Mischung aus Campingplatz und Bulthaup-Schau fenster. Vermutlich gibt's gleich Quiche Lorraine nach einem Rezept von Witzigmann und ein paar gute Gespräche über das Menschenrecht auf Behausung.

Für eine Architektur, die sich auf dem Höhepunkt ihrer Zeit wähnt, gibt es derzeit kaum einen interessanteren Kunden als den "modernen Nomaden".

Diesen

stellt man sich als transitorisches Wesen vor, als jemanden, der seine werktätige Zeit hauptsächlich in der Lounge am Flughafen oder im ICE-Businesscenter verbringt. Er lebt in London und in New York - und in Schanghai sucht er gerade ein "Minihaus". Er findet, dass sich der Luxus von

Raum sowie die Vorstellung von geografischer Verwurzelung überlebt haben. Die Welt ist ihm eine einzige gigantische Osmose.

Vor einigen Jahren hat die Wanderausstellung "Living In Motion" einen solchen Nomaden plakativ in Szene gesetzt. In irgendeiner boomenden Megacity

liegt er schlafend in einem aufblasbaren, durchsichtigen Schlafzimmer, also in einer Art Wasserball. Bestaunt von Passanten, die sich fragen, warum der Prada-Anzug des Mannes noch immer so knitterfrei aussieht. Im Katalog der Ausstellung ist zu lesen: "Die fortschreitende Durchdringung von Arbeits- und Privatleben sowie die wachsende Bedeutung einer mobilen und unabhängigen, flexiblen Lebensgestaltung lassen uns heute verstärkt nach Möglichkeiten eines Wohnens suchen, das sich von festgelegten Abläufen und auch von vorgegebenen Standorten löst." Allerdings gibt es solch ein Wohnen schon. Man nennt es Flüchtlingslager. Und es ist definitiv keine Architektur

eines modernen Lebensgefühls - sondern nur die Architektur des schieren, archaischen Elends. Es ist eine Frage der Not. Und irgendwann werden das auch jene "Star"-Architekten begreifen, die ihre Baukunst - es ist die älteste und überlebensnotwendigste der Welt - zur ausschließlichen Herstellung von Glamour, Firmen-Labels oder zynischen Theorien des "Unbehaustseins" erniedrigt haben.

Es gibt allerdings auch Ausnahmen. Die prominenteste heißt Cameron Sinclair.

Über den 33-jährigen Architekten, Mitbegründer von "Are Humanity", der sich mehr für transportable AIDS-Kliniken, Tsunami-Flüchtlingslager und erdbebensichere, temporäre Billigst-Wohnkuben als für Flagshipstores oder Allianz-Arenen interessiert, hat die Washington Post einmal geulkt: It's not

easy being the Bob Geldof of architecture" - Es ist nicht leicht, der Bob Geldof der Architektur zu sein. Das war böse gemeint und dumm gedacht. Tatsächlich gehören manche Architekten, die ihren Beruf zu den Ursprüngen der Baukunst zurückführen (nämlich zu Boden, Decke, Wand, zum Schutz vor Klima und feindlichen Menschen), die sich also um die zunehmende Not von immer mehr unbehausten, flüchtenden, entwurzelten Menschen kümmern, zu den interessantesten Vertretern ihrer Zunft.

Das gilt auch für jene Architekturstudenten der ETH Zürich, die sich vor einem Jahr in einem Seminar mit "Kartonhäusern für den Katastrophenfall" beschäftigt haben. "Weil Zelte nur bedingt Kälte- und Windschutz bieten",

entwickelten die Architekturstudenten Kartonhäuser, die eine Übergangslösung zwischen Notzelt und wiederaufgebautem Haus darstellen, wobei vor allem "Wabenkartonplatten" zum Einsatz kamen, also ein Verpackungsmaterial, das fast überall in der Welt nur als Wegwerfprodukt behandelt wird - obwohl es wegen seiner besonders guten Isolierwerte und seiner Stabilität für Wände, Decken und Fußböden eingesetzt werden kann. Mit dieser Form von Papierhäusern, die extrem billig, leicht transportabel und auf simpelste Weise montierbar sind, hat sich auch schon der japanische Architekt Shigeru Ban einen Namen gemacht: Er experimentierte mit Kartonröhren, die nach den Erdbeben in Kobe (1995) und in der Türkei (1999) zum Einsatz kamen: Papierröhren wurden auf mit Sand gefüllten Bierkästen errichtet. Für Kriegsoffer aus Ruanda (1994) errichtete er Zelte aus Plastikplanen.

Es war eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis auch die Mode-Industrie in ihrer unbeschreiblichen Not, Avantgarde sein zu müssen, solche Architektur der Not entdeckte: Issey Miyake ließ sich von Ban ein Designstudio errichten - ebenfalls aus billigen Kartonröhren. Ob das solcherart ersparte Geld einem Flüchtlingslager zugute kam, ist nicht bekannt.

Das fügsame Tier

Billig, willig, mobil: Migranten sind die Arbeitnehmer der Zukunft

Nina von Hardenberg Süddeutsche Zeitung 10.07.06

"Es gibt kein fügsameres Tier als den Mexikaner", sagte ein texanischer Baumwoll-Lobbyist einmal in einer Rede im amerikanischen Kongress. Der Farmer versuchte, den Abgeordneten die Angst vor den Fremden zu nehmen und sie dazu zu bewegen, die Arbeitsgenehmigung der mexikanischen Landarbeiter zu verlängern. Das war im Jahr 1920.

Seither dürften sich die Argumente geändert haben, die Zielrichtung aber nicht. Bis heute setzt die amerikanische Landwirtschaft auf die Unterstützung billiger Arbeiter aus dem Süden. Schätzungen gehen davon aus, dass etwa sieben Millionen illegale Migranten in den USA arbeiten, die meisten sind Mexikaner. Die Einwanderer ackern auf kalifornischen Obst-Plantagen und wintern als Putzkolonnen Großraumbüros im Silicon Valley, sie stehen an den Förderbändern der Schlachtbetriebe und mauern auf dem Bau.

Ganze Branchen können nur durch den scheinbar endlosen Zustrom dieser anspruchslosen Arbeitskräfte überleben.

Oft genug ist der Migrant seinem amerikanischen Konkurrent überlegen: Er beklagt sich nicht, ist emsig und verlangt ein Zehntel von dem, was ein Amerikaner verlangen würde. Vor allem dies macht den Einwanderer zum Arbeitnehmer der Zukunft. Er ist die Antwort auf die drängende internationale Konkurrenz. Ein Unternehmen, das seine Kosten senken will, sagt Gerd Wagner vom Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin, könne entweder die Produktion ins Ausland verlegen oder aber billige eingewanderte Arbeiter beschäftigen.

Als klassisches Einwanderungsland hat die USA seit je her auf Migranten gebaut, und es ist einer der Gründungsmythen der amerikanischen Geschichte, dass dieser nicht endende Strom von Arbeitswilligen das Land groß gemacht hat. Ohne Konflikte ist dieser Prozess nie abgelaufen. "Es ist ein Irrglaube, dass es in der amerikanischen Politik seit je her eine stillschweigende Toleranz für illegale Einwanderung gibt", sagt Aristide Zolberg, der den texanischen Baumwollproduzenten in seinem neuen Buch "A Nation by Design" beschrieben hat. Der New Yorker Migrationsexperte analysiert darin die wechselnden Phasen der Einwanderungspolitik in der Geschichte der USA, Zolberg zeigt, dass sich damals wie heute Unternehmer

und Farmer für die billigen Arbeitskräfte einsetzten, während die konservativen Kräfte vor Überfremdung warnten und die Zuwanderung auch tatsächlich oft zu begrenzen wussten. Seit Anfang der neunziger Jahren dominieren in Amerika nach Einschätzung Zolbergs erneut jene Kräfte, die Migration eher ablehnen.

Neben den Überfremdungsängsten gibt es wirtschaftliche Sorgen: Die billigen Arbeiter vernichtet Arbeitsplätze von Geringqualifizierten, argumentiert etwa Steven Camarota vom Center for Immigration Studies in Washington, einem Forschungsinstitut das für eine restriktivere Einwanderungspolitik plädiert. Seine Untersuchungen belegen, dass in den Jahren 2000 bis '2005 in den US-Bundesstaaten mit besonders hoher Zuwanderung ein überproportional großer Teil der einheimischen Geringqualifizierten ihren Job verlor.

Beliebte Arbeitskräfte oder gefürchtete Eindringlinge - zwischen diesen beiden Polen bewegt sich das Bild der Einwanderer seit jeher. "Mit der Migration verhält es sich ähnlich wie mit der Globalisierung", sagt Wagner. Zwar profitiere die Gesellschaft insgesamt davon, doch die positiven Effekte sind ungleich verteilt: Während ein Großteil der Bevölkerung in den Genuss billiger Arbeit und damit billiger produzierten Waren kommt, leidet die Gruppe der gering qualifizierten Arbeiter unter den Konkurrenten, die das Lohnniveau drücken.

Gezeiten der Tragödie

flucht im 'Film: Tarifa Traffic' von Joakim Demmer
ALEX RÜHLE Süddeutsche Zeitung 10.07.06

Der Strand von Tarifa, herrlich! Surferparadies, Ferienwetter, südlichster Punkt Europas. Und abends sieht man auf der anderen Seite Marokkos Lichter funkeln wie unbekannte Sternzeichen.

Der Strand von Tarifa, ein Grab. Ein Massengrab. Der Polizist steht auf einer Düne und sagt: "An die Flüchtlinge kann man sich gewöhnen. An die Toten nicht. Es ist ja kein natürlicher Tod, oder?" Während er redet, nähert sich ein hilflos auf den Wellen dahinschwabbelndes Gummiboot, darauf stehen 60 Menschen, die sich irgendwann ins Wasser fallen lassen, Er ruft die Streife, dann hilft er ihnen an Land, und während sie zitternd, unter Schock, in der dünnen Morgensonne liegen, wedelt er mit den Armen, so müsst ihr machen, das wärmt, und sie alle, er und die Flüchtlinge sind zusammen ein hilfloser Häufen, auf dem südlichsten Ende unseres Reichtumsarchipels, einer Düne mit vertrocknetem Gras.

Der schwedische Dokumentarfilmer Joakim Demmer porträtiert in "Tarifa Traffic" Spanier, die hier leben und mit den Flüchtlingen täglich zu tun haben. Der Polizist, die Campingplatzbesitzerin, der Bestattungsunternehmer - sie alle reden voll Anteilnahme von den Flüchtlingen, verständnisvoll und ratlos. Die Hauptfigur in "Tarifa Traffic" aber ist das Meer, die flüssige Außenmauer der Festung Europa. Das Meer, das in jeder Aufnahme die Farbe wechselt, grau, kobaltblau, pechschwarz, schweigend, glitzernd, indifferent: Eine Stunde, nachdem das schwabbelnde Boot in die Felsen getrieben ist, flitzen hier die neongrünen Surfbretter der Touristen entlang.

Seit dem 1. November 1988, als zum ersten Mal Flüchtlinge ertranken, wiederholt sich die Tragödie wie Ebbe und Flut. Der Journalist, der damals ausgiebig darüber berichtete, sagt heute: "Früher fragte ich mich, warum passiert das? Und wer sind diese Toten? Heute nicht mehr. Weil es keine

Antworten gibt."

"Ich weiß nicht, ob es der Film ist, der radikal ist, oder nicht eher die Ereignisse. Ich zeige ja nur eine Andeutung des Horrors, der sich in all seiner Hässlichkeit abspielt", sagt Demmer, Sein Film ist drei Jahre alt. 2003 kamen 900 Boote und 19 000 Flüchtlinge in Andalusien und auf den Kanaren an. Momentan ist es in Tarifa ein wenig ruhiger. Zum einen fängt die marokkanische Polizei mehr Boote ab, weil die EU ihnen dafür Gelder und Ausrüstung gegeben hat. Zum anderen steigen immer mehr Afrikaner in Mauretanien in die Boote und versuchen es von dort zu den Kanaren zu schaffen. Das sind 1700 Kilometer mehr als von Marokko nach Gibraltar.

Der Zwang zum Happy End

Wie viele Autos hast du schon? Unter dem Druck des Erfolges spielen

Einwanderer Theater

ANGELA KÖCKRITZ Süddeutsche Zeitung 10.07.06

Das Video kennt Xiomara Martinez auswendig. Hunderte Mal hat sie es gesehen, hat es der Familie, den Freunden, den Nachbarn gezeigt. Ein Ritual, das sich alle paar Wochen wiederholt. Gemeinsam sitzen sie auf der abgewetzten Kunstleder-couch im obersten Stockwerk des russischen Wohnblocks, der aussieht als sei er von Außerirdischen mitten in der kubanischen Palmenlandschaft abgestellt worden. Das Video ist ein Geschenk von Xiomaras Sohn Eduardo und den hat sie seit mehr als acht Jahren nicht mehr gesehen.

Er hat sich verabschiedet, als sei nichts gewesen. "Ich geh mal eben was mit meinen Freunden trinken", hat er gesagt. Dann ist er zur Küste gefahren und hat sich ins Meer geworfen. Eine halbe Nacht lang ist er geschwommen, vorbei an amerikanischen und kubanischen Küstenwachen, bis er den amerikanischen Stützpunkt Guantanamo erreichte. Es war die Zeit, in der die USA kubanische Flüchtlinge noch als Helden feierte und so bekam Eduardo nicht nur eine Aufenthaltsgenehmigung sondern auch einen Job als Tellerwäscher in einem Hotel in New Mexico.

Was danach mit ihm geschah? Keiner in der Familie weiß das so genau. Mal erzählt Eduardo, dass er ein Speditionsunternehmen habe, ein anderes Mal weicht er der Frage einfach aus. Sicher ist nur eines: Er muss zu Geld gekommen sein, er hat es geschafft. Das Video ist der Beweis: Eduardo filmt sein Haus, blütenweiß, riesengroß und alles darin ist vom Feinsten: Die Möbel, der Fernseher, die Stereoanlage. Vor der Tür stehen zwei neue Pickups und nebendran ein funkelnagelneues Motorboot. Die Menschen in Xiomaras Wohnzimmer machen große Augen, der fünfjährige Cousin sagt: "Mama, wenn ich groß bin, möchte ich das auch alles haben." Die Mutter sagt nichts, was soll sie auch sagen, wo doch ein Arzt auf Kuba 20 Dollar im Monat verdient und eine Flasche Bier schon einen Dollar kostet.

Xiomara ist stolz auf ihren Sohn, doch manchmal, da zweifelt sie. Denn jedes Mal, wenn sie ihn fragt, ob er ihr ein wenig Geld schicken könnte, weicht er aus. Mal wartet er gerade auf eine Zahlung, dann wiederum hat er vergessen, wie man eine Überweisung tätigt. Er wird schon seine Gründe haben, sagt sie. Auf Gerüchte gibt sie nichts. Gerüchte wie jene von Firmen in den USA, die

für eine Videolänge Häuser und Autos an arme Latinos vermieten, damit diese ihrer Familie vorspielen, dass sie es geschafft haben. Weil sie es schaffen müssen.

Luis Martinez-Fernandez, Direktor des Instituts für Lateinamerikanische Studien der University of Central Florida hat noch nie von solchen Firmen gehört. Eines aber kann er bestätigen: Die Sogwirkung der Bilder, der Symbole des Reichtums. "Als die Exilkubaner erstmals wieder die Insel besuchen durften, kamen sie in feinen Klamotten und zeigten Fotos von ihren Familien, Autos und Häusern," erzählt Luis Martinez-Fernandez: "Ihre Ankunft in Kuba war einer der Hauptgründe für den Mariela-Exodus." Im Jahr 1980 verließen etwa 125 000 Kubaner Kubas Hafen Mariela und setzten in die USA hinüber - auf 1700 Booten, wobei viele der Nussschalen den Namen Boot gar nicht verdienten: Manchmal waren es lediglich ein paar Autoreifen, die mit Brettern zu einem Floß verschnürt waren.

Die Symbole des Reichtums beflügeln die Träume derer, die gehen, und die Erwartungen derer, die zurückgeblieben sind. Weltweit. "Die Menschen in Afrika glauben, dass das Geld in Europa auf der Straße liegt. Dass man sich einfach ein Auto nimmt und damit wegfährt", sagt der Kameruner Thomas Bayee, Gründer des Remix-Club, einer Berliner Initiative für Integration. Das glaubte er auch, bis er sich in Deutschland in einem Asylbewerberheim wiederfand, zum Nichtstun verurteilt, zum Lügen gezwungen. Ohne Geld und mit ungewisser Zukunft, während die Familie anrief und fragte: Wie viele Autos hast du schon? Jeder tut so, als ob er Erfolg in Europa habe, egal, ob es stimmt oder nicht", erzählt Bayee. Selbst diejenigen, die ausgewiesen wurden, gaukelten ihrer Familie oft n , och monatelang vor, dass sie sich nur auf Urlaub im Heimatland befänden, sagt er: "Bis die Familie nach drei Monaten fragt: Wann fährst du denn wieder?"

Zuzugeben, dass man es als Einwanderer nicht geschafft habe, sei "eine Schande für den Einwanderer selbst, aber auch für seine ganze Familie", sagt Jean-Philippe Chauzy, Pressesprecher der International Organization for Migration. Wichtigstes Ziel sei es, Geld an die Familie daheim zu schicken. "Ein Einwanderer ohne Geld ist ein gescheiterter Einwanderer." Daher gehen die Einwanderer oft an die Grenzen ihrer Möglichkeiten, sagt Chauzy. "Sie essen nicht, schlafen nicht, sparen all ihr Geld für die Familie. "

Einige aber wählen die Selbststänzenierung. Englische Medien berichteten von einem Mann, der gemeinsam mit seiner dreiköpfigen Familie in einer Einzimmerwohnung lebte. Den Großteil seines Lohns als Aushilfsarbeiter investierte er in seine Kleidung. Lief von Ausverkauf zu Ausverkauf, suchte die Freundschaft von Kleidungsverkäufern, um seinen übergroßen Traum zu verwirklichen: Er wollte die gleiche Garderobe tragen wie Prinz Charles. Höhepunkt seines anstrengenden Lebens war ein Urlaub in seiner afrikanischen Heimat. Dort spazierte er in seinen neuen Kleidern über den Dorfplatz. Ein afrikanischer Prinz Charles, ein gemachter Mann - Besuch aus der Traumfabrik.